

Paradies Poly? Sex-Politix Revisited

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen**

Band (Jahr): - **(2017)**

Heft 53

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-731192>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Paradies Poly? Sex-Politix Revisited

Wo berührt die vermeintlich progressive sexuelle Lebensgestaltung (neo-) liberale (Selbst-)Regierungstechniken? Die heteropatriarchale Ordnung der Gesellschaft verlangt ein Überdenken von polysexuellen Lebensformen. Ein Plädoyer für die radikale Zuwendung zu einer ekstatischen Sozialität – in und jenseits von Sex.

von tyf

Ausgangspunkt dieses Textes ist Poly oder, genauer gesagt: meine Ambivalenz zu ihr, die Gleichzeitigkeit von Liebe und Unbehagen. Poly: ein vorläufiger Haltepunkt im Prozess sozialen und sexuellen Experimentierens. Meine Liebe zu ihr, weil sie viel Gutes in meine Szenen getragen hat: die Schamlosigkeit des Sowohl-als-auch anstelle des konformistischen Entweder-oder, die Befreiung aus Logiken der Verknappung (Liebe, Sex), die verblüffende Erfahrung scheinbar-deterministische Gefühle (Eifersucht) und Verhalten (Konkurrenz) umcodieren zu können, die prickelnde Erforschung neuer Liebesmöglichkeiten im Grenzgebiet zwischen Freund_innenschaft, Liebschaft und Beziehung. Die daraus erwachsenden neuen Spielarten in der Dialektik von Liebe und Sexualität sind Errungenschaften von Gewicht. Sie haben die Leben von mir und meinen Freund_innen ereignishafter und reicher gemacht. Vielleicht wichtiger noch: Sie haben uns ausgestattet mit dem praktischen Wissen, was es heisst, neue soziale Lebensformen zu erfinden. Poly ist nicht die Chiffre für das Schwelgen in hedonistischer Zügellosigkeit und das Maximieren von *happiness*, sondern es steht für das Potenzial, neue Lebens- und Liebesoptionen jenseits der heteropatriarchalen Ordnung zu erschaffen.

Dies ist also keine ungebremste Liebeserklärung an Poly. Im Übrigen will ich die Ambivalenz zwischen Sexualität und Liebe bewusst offenhalten: Es geht weder einseitig um Polyamorie (romantische Beiklänge), noch einseitig um Polysexualität (schlampige Beiklänge). Dieser Text ist stattdessen von der Annahme geleitet, dass sowohl die Trennung als auch die Vereinigung von Liebe und Sex spezifischen politischen Konfigurationen entsprin-

gen, die einer genaueren Analyse bedürften. Doch was mein Unbehagen angeht: Es betrifft weniger das allgegenwärtige Risiko zur emotionalen Bruchlandung, sondern die Einschätzung, dass die neuen Anforderungen, die die Polyrevolution an uns stellt, auch einen wenig emanzipatorischen Beigeschmack hat, dass wir zunehmend Manager_innen unserer Beziehungen und unserer Selbst werden; dass dort, wo wir mit der Komplexität von Gefühls- und Begehrenskonstellationen konfrontiert werden, sich ein feinmaschiges Wissen und eine ausdifferenzierte Sprache ausbildet und – zumindest potenziell – eine neue Normativität Fuss fasst, die sich besser an eine ökonomische Rationalität anschmiegt, als dass sie utopischen Gesellschaftsentwürfen das Wort redet.

Es sei hier gleich in aller Deutlichkeit festgehalten: Poly ist nicht emanzipatorisch per se. Dies wird spätestens dann verständlich, wenn wir Poly als ein Projekt der Beschleunigung und Intensivierung des sexuellen Status Quo verstehen, das wie selbstverständlich die Linien rassistischer, klassistischer und (hetero-)sexistischer Herrschaft fortschreibt. Bini Adamczak hat in ihrer Theorie der polysexuellen Ökonomie treffend angemerkt, dass eine Liberalisierung des (Liebes-)Marktes nicht die Spielregeln des Marktes selbst aufzuheben vermag. Ich will diesen Impuls aufnehmen und die implizit vorhandenen (neo-)liberalen Tendenzen in vordergründig progressiven sexuellen Milieus untersuchen. Nicht um Poly ein für alle Mal im Abfalleimer der misslungenen Gesellschaftsexperimente zu entsorgen, sondern um das Experiment Poly in seiner Prozesshaftigkeit offenzuhalten: Offen für die Möglichkeit, die Spielregeln der heteropatriarchalen

Ordnung in ihrer Verschwisterung mit dem neoliberal-kapitalistischen Regime zu ändern, um widerständige und queere Lebensformen und Subjektivitäten hervorzubringen. Einer queeren Sex-Politix ist daher diese doppelte Aufgabe aufgegeben: Es gilt auf der einen Seite, der ungeheuren Erfindungskraft des sozial-sexuellen Experimentierens (nicht nur) in den queer-feministischen Subkulturen die Treue zu halten, ohne sie auf der anderen Seite an das Ökonomische zu verraten.

Fallstrick der neoliberalen Selbstregierung

Silvia Federici identifiziert ein zentrales Problem, wenn sie schreibt: «Die im Norden zunehmende neoliberale Entsicherung der Reproduktionssphäre (Kürzung sozialstaatlicher Leistungen, Individualisierung von Pflege und Gesundheit etc.) führt zu einem verstärkten Bedürfnis nach reproduktiver Sicherheit, das sich an traditionellen Vorstellungen von heterosexuellen Familien- und Versorgungsarrangements orientiert.» Gewiss: Alles ist falsch an der aufkeimenden Beschwörung der heterosexuellen Kernfamilie als sicherer Hafen vor wachsender sozialer Unsicherheit. Allem voran das geflüchtete Übersehen vom wichtigen Vermächtnis feministischer und queerer Kämpfe, die erst die Institution Ehe und später die Heterosexualität als wirkmächtige politische Regime entlarvten. Eines vermag Federicis Verweis auf den drohenden konservativen Rückzug ins Private aufzuzeigen: dass die Organisation von Sexualität und (intimen) Beziehungen nicht losgelöst von der Verfasstheit von Gesellschaft zu denken ist. So soll die wachsame Wahrnehmung von Mechanismen der Verunsicherung, die bis in die Mitte der Gesellschaft reichen – also potenziell jede_n trifft! –, keinesfalls als unzeitgemässe oder rückwärtsgewandte Sorge abgetan werden, sondern auch Ausgangspunkt und Angriffspunkt dieser Analyse sein.

Doch wo das Modell der heterosexuellen Kernfamilie in die Schranken verwiesen wird und die Organisation von Sexualität darauf ausgerichtet ist, sich aus repressiven Regulierungen und normativen Zurichtungen zu befreien, dort liegt der Verdacht nahe, auf

dem anderen Auge blind zu sein: dass nämlich die neoliberale Verfasstheit der westlichen Gesellschaften aus dem Blick gerät und sich scheinbar progressive sexuelle Akteur_innen zu Protagonist_innen neoliberaler Selbstregierung machen. Der Vorwurf, dass eine unheilige Allianz zwischen neoliberalen Verhältnissen und der Pluralisierung sexueller Subjektivitäten und Lebensformen besteht, kommt nicht von ungefähr: Die Vervielfältigung von (nicht nur) sexuellen Lebensformen lässt sich widerspruchsfrei in neoliberale Ökonomien einspeisen und verwerten. Vielfalt ist zu einer zentralen Ressource und einem ökonomischen Faktor geworden. Jene Praxen, die ein verkrustetes sexuelles Regime aufbrechen, in dessen Zentrum die Monogamie und Heterosexualität stehen, können nur bedingt widerständig genannt werden, wenn sie im selben Zug die

*Im Gerangel der Vielen
nimmt die Einsamkeit
Einzug, die vielleicht cha-
rakteristisch ist für unsere
Generation des urbanen
Nomadentums.*

Ideologie der Gestaltbarkeit des eigenen Lebens freilegen. Eine queer-feministische Sex-Politix hat sich dieser komplexen Herausforderung anzunehmen. Es gilt die materiell-ökonomischen Fundierungen von Gesellschaft in den Blick zu nehmen, statt dem Fetisch der Differenz

und Devianz anheim zu fallen. Wo berührt die sexuelle Lebensgestaltung (neo-)liberale Institutionen und Regierungstechniken und wo begibt sie sich in eine unverhohlene Komplizenschaft mit ihr? Wann pflöpfen wir unserer Sexualität eine ökonomische Rationalität auf und unterziehen unsere Beziehungen einer unreflektierten Berechenbarkeit?

Das geschieht etwa dann, wenn wir zu souveränen Manager_innen unserer Selbst werden, die vor allem eines tun: Bedürfnisse managen und (unsere) Grenzen überwachen. Zum Imperativ der postmodernen sexuellen Subjektivitäten gehört ebenso, sich der lästigen Angewohnheit zu entledigen, überhaupt Erwartungen zu haben. Was zunächst als Befreiungsschlag wahrgenommen werden mag, vollzieht tatsächlich den endgültigen Verrat am Sozialen. Im ökonomischen Modell des Selbstmanagements sind Liebschaften triste Zusammenschlüsse atomisierter Bedürftigkeit, die nur noch projektförmig zu haben sind. Im Gerangel der Vielen nimmt die Einsamkeit Einzug, die vielleicht charakteris-

tisch ist für unsere Generation des urbanen Nomadentums. Zentral in diesem Szenario ist das Wählen: das Wählen von Lebensoptionen, Sexualpartner_innen, Befriedigungen, vielleicht Gelegenheiten. Doch: Was wählen wir, wenn wir wählen? Was wählen wir, wenn wir immer schon wissen, was wir wollen? Vor allem auch den Modus des Wählens selbst; eine (neo-)liberale Institution, die die Individualisierung und die feinen Muster sozialer Hierarchisierungen fortschreibt, statt sie zu durchkreuzen. Dabei hätten Praxen aus dem Kontinuum von Liebessex doch genau das Potenzial, uns in ein solidarisches Soziales zu katapultieren und ein widerständiges Gemeinsames entstehen zu lassen. Wie also lässt sich Sexualität und Beziehung denken jenseits der individualisierten Bedürfnisbefriedigung, ohne der Sehnsucht nach Monogamie, der vertraglich geregelten Sicherheit, zu verfallen? Was wäre eine Intimität, die politisch ist? Unter dem Damoklesschwert der Prekarität, der allzeit drohenden Entsicherung von Arbeits- und Lebensverhältnissen, und angesichts fragmentierter Lebensrealitäten, müsste eine materialistische Sex-Politix, die nicht nur dem Schein nach emanzipatorisch ist, darauf ausgerichtet sein, Kontinuitäten und langlebige Verbindungen zu schaffen. Der soziale Kitt und das Vertrauen in die Existenz ist das, was unter derzeitigen Verhältnissen am prekärsten geworden ist und am dringendsten einer Reparatur bedürfte. Mit gefährlichen Zusammenschlüssen, Konglomeraten aus Liebenden und Verbandelten, die in gebündelter Kraft die gesellschaftlich zugewiesenen Plätze und Trennlinien angreifen und überschreiten, wird es plötzlich heiss und der gesellschaftliche Rückzug ins konservativ Private zünftig herausgefordert.

Neue Routinen der Sexualität

Die sich in Poly-Arrangements multiplizierenden Möglichkeiten, was Sexkontakte angeht, bilden auch neue Routinen der Sexualität heraus. Zum einen sind das zu Dogmen gerinnende *Poly-Weisheiten* aus einer immer grösser werdenden Flut Ratgeberliteratur. Zum anderen wurden in einer feministischen

Linken auch Strategien und Praxen entwickelt mit dem Ziel, sexuelle Gewalt abzuwenden. Diese vielfältigen Bestrebungen sollten versichern, dass Sexualität im Versprechen des unendlichen Vergnügens nicht zum Anlass von Gewalt, Trauma und Verletzung wird. Diese Perspektive ist wichtig, ist doch sexuelle Gewalt seit jeher ein zentrales Moment um sexistische und rassistische Herrschaftsverhältnisse durchzusetzen. In den westlichen Gesellschaften ist auch das Thema sexuelle Gewalt aktueller denn je. Der Handlungsbedarf ist augenfällig. Mit dem Begriff *Rape Culture* werden gesellschaftliche Verhältnisse bezeichnet, die sexuelle Gewalt normalisieren, Vergewaltigung unter Straflosigkeit stellen und den Opfern von sexueller Gewalt die Möglichkeit nehmen, ihre Perspektive

in der verzerrten, aber gesellschaftlich sanktionierten Logik des Sehens geltend zu machen, geschweige denn Gerechtigkeit und Genugtuung zu erfahren.

Doch statt das Problem strukturell anzupacken, hat sich eine Konsenspolitik installiert, die zwar verspricht, ein wirksames Instrument im Kampf gegen sexuelle Gewalt bereitzustellen, tatsächlich aber an der Individualisierung des Problems arbeitet. Die Formel «Sex ohne Konsens ist Vergewaltigung», die in den USA Konsenspolitik popularisieren soll, verlangt danach, Konsens als Konzept in Umlauf zu bringen. Denn dies ist der Code, der Vergewaltigung vom gewollten, also einvernehmlichen Sex unterscheiden soll: Ritualisierte Sprechakte nehmen in sexuellen Begegnungen eine Kontrollfunktion ein und sollen – wo Konsensualität nicht gegeben ist – sexuelle Handlungen unterbinden, sprich: den Einfall von Negativität und Destruktivität wirksam abwehren.

In ihrem Beitrag zur Debatte um Konsens *Ist Konsens sexy?* stellt Tanya Serisier just diese Wirksamkeit in Frage: «Es hilft Survivors sexualisierter Gewalt nicht, Gerechtigkeit zu erfahren oder das ihnen zugefügte Leid zu entschädigen und es stellt keine Basis für eine befreiende oder radikale Sexpolitik dar. Der Grund dafür findet sich in der Geschichte des Konsenses selbst und darin, wie diese

Der soziale Kitt und das Vertrauen in die Existenz ist das, was unter derzeitigen Verhältnissen am prekärsten geworden ist und am dringendsten einer Reparatur bedürfte.

Geschichte die Begrenztheit seiner heutigen Anwendung mitgestaltet.» In ihrer Untersuchung wird deutlich, dass Konsens sich in einem strafrechtlichen Diskurs des 19. Jahrhunderts verortet und ein autonomes, zustimmendes Individuum voraussetzt. Dabei gibt es aus queer-feministischer Sicht triftige Gründe, das autonome Individuum nicht als naturgegebene Grundeinheit von Gesellschaft zu begreifen, sondern als eine kontingente Tatsache, die es ein für alle Mal aus dem Horizont

radikal linker Imagination zu streichen gilt. Konsensueller Sex heisst: Alle an einer sexuellen Handlung Beteiligten wissen, was sie wollen und sind ebenfalls imstande, ihrem Wählen und Wollen sprachlichen Ausdruck zu verleihen. Im wortwörtlichen Sinne sind sie selbst-bewusst;

sie sind sich selbst transparente Subjekte vis-à-vis einem Objekt des Begehrens. Die Möglichkeit, von einer (sexuellen) Situation ergriffen zu sein, überwältigt, verwirrt, verführt oder ihr gegenüber ambivalent oder gar gleichgültig, hat im Konzept *Sex qua Zustimmung* keinen Platz.

Was Serisier in ihrem Beitrag unberücksichtigt lässt, mir aber mindestens so zentral erscheint: Jedes «Ja» hält auch die Normativität von Sex aufrecht und steht somit im Zeichen seiner Domestizierung. Besteht der Konsens in einem einmalig geäusserten «Ja», das das Einverständnis zum sexuellen Akt geben soll, so installiert dies mit nie dagewesener Klarheit eine Linie, die die sexuelle Handlung von der nicht-sexuellen Handlung trennt. Doch wo beginnt Sex und wo hört Sex auf? Haben nicht gerade BDSM-Praxen geläufige Vorstellungen davon, was Sex ist, in eine generative Krise geführt, da sich erotische, sexuelle und asexuelle Komponenten, das Sexuelle und Nicht-Sexuelle nicht mehr unterscheiden lassen? Dieses Problem verschärft sich in einer noch weitergeführten Praxis der Konsenspolitik, bei der jeder weitere Schritt im sexuellen Handlungsrepertoire erneut verbal abgesichert wird und somit verschiedene Stufen sexueller Intimität konsensuell erfahren werden können. So affirmiert diese Praxis tatsächlich einen ritualisierten Handlungsablauf, zerteilt das Körper-Lust-Kontinuum in erogene und genitale Zonen und

Sowohl in der Populärkultur als auch in der gesellschaftlichen Mitte hält sich ein Mystizismus: Sex ist gut. Und: Es gibt sowas wie guten Sex.

festigt die sexuelle Architektur des Körpers – eine Machtoperation, die die Ordnung zweier geschiedener Geschlechter und somit implizit die Heterosexualität aufrechterhält. Auch wenn Konsenspolitik in queer-feministischen Kreisen auf fruchtbaren Boden fällt, zitiert sie eine Logik, die letztlich die heterosexuelle, genitale Penetration zum ultimativ Sexuellen erklärt. Dass Konsens und Einvernehmen mit einem «Ja» abgesichert werden, verstellt den Blick darauf, dass es sich keinesfalls um eine

bejahende und lustorientierte, sondern um eine regulative Praxis, eine Praxis der Negativität, handelt.

Konsenspolitik kratzt an der Oberfläche des Problems, indem sie die körperliche Dimension des Sexuellen (und somit der Gewalt) verabsolutiert und die normierende

Strukturierung von Sex-Körpern festigt. Dabei entsteht Intimität womöglich erst dort, wo die Feste des zustimmenden Subjekts aufgegeben wird: Der Reiz des intimen Sexuellen mag genau darin liegen, dass ich nicht weiss, wie und wo ich berührt werde – und dies nicht nur körperlich! –, und ich nicht weiss, wie mir geschieht. Dies beginnt vielleicht erst, wo die Befähigung, Zustimmung zu formulieren, endet.

Sexueller Optimismus

Sowohl in der Populärkultur als auch in der gesellschaftlichen Mitte hält sich ein Mystizismus: Sex ist gut. Und: Es gibt sowas wie guten Sex. Die erste Wahrheit ist darauf ausgerichtet, dass wir Sex wollen und nach ihm streben und die zweite fesselt uns an eine permanente Anstrengung: nämlich die Anstrengung, sexuell fit zu sein und zu bleiben, um überhaupt in den Genuss von gutem Sex zu kommen. Dass das Gute so hartnäckig am Sex haftet, ist auch deswegen erstaunlich, weil die gegenwärtigen Tendenzen der Medialisierung und Pornografisierung von Sex und die damit verbundenen multiplen Verinnerlichungen des pornografisch-männlichen Blickes – nicht zuletzt durch Frauen! – doch eher die Brüchigkeit dieses Optimismus erahnen liesse. Doch der pornografisch-sexistische Apparat kann nur genau deshalb aufrechterhalten werden – so das Paradox –, weil er jenen Mystizismus anruft und bedient. Es ist im Grunde dieselbe

mystische Verklärung von Sex, die unhinterfragt bleibt, wenn die Poly-Aktivist_innen von heute im Bund mit den Sex-Positive-Feminist_innen von damals die Multiplizierung von Lust und Sexualität propagieren. Gewiss ging das feministische Projekt der sexuellen Selbstermächtigung nicht bruchlos in den sexuellen Mainstream über: Zentrale Angriffspunkte der feministischen Auseinandersetzungen mit Sex sind seit jeher sexistische Praxen und Sehgewohnheiten. Entsprechend liesse sich die oben eingeführte magische Formel wie folgt feministisch erweitern: Der gute Sex ist der politisch korrekte Sex, bei dem die Frauen weder Unterordnung noch Demütigung erfahren.

Gayle Rubin, US-amerikanische Aktivistin und Theoretikerin aus dem Lager der Sex-Positive-Feminist_innen, intervenierte 1984 mit dem Text *Thinking Sex. Notes Towards a Radical Theory of The Politics of Sexuality* in das sexuell repressive Klima ihrer Zeit. Rubin postulierte darin ein Modell von «sexuellen Hierarchien», an deren Spitze der in der Zweierbeziehung oder Ehe stattfindende Heterosex steht. In Rubins Schema ist er denn auch die einzig gesellschaftlich legitimierte Spielvariante von Sex, während alle davon abweichenden Sexualpraxen – Promiskuität, Homosexualität, BDSM etc. – gesellschaftlich abgestraft werden. Auch wenn Rubins Kartierung der sexuellen Marginalisierung in die Jahre gekommen ist und heute einer Aktualisierung bedürfte, so legte *Thinking Sex* doch paradigmatisch die Leitplanken für die folgenden feministischen Aufbegehren im Feld der Sexualität. Im Kern ging es im Projekt der sexuellen Befreiung und Emanzipation stets um die Erweiterung der Möglichkeiten sexueller Lebensformen. Eingeschrieben ist darin eine Logik der Inklusion, die nach einer immer grösseren Teilhabe in einer phallischen Ökonomie von Sex strebt. Gewiss ist es für sexuelle Minderheiten unerlässlich, überhaupt eine gesellschaftliche Existenz zu haben und dafür politisch zu mobilisieren. Die hegemonial gewordene Version der sexuellen Befreiung aus repressiven Zwängen, zentral vermittelt über die Institution der (sexuellen) Selbstbestimmung, geht einher mit einer intensivierten Valorisierung des Subjekts. Die liberale Ideologie hat sich auch der Körper bemächtigt und hat einen bestimmten Typus Körper hervorgebracht. Einen Körper, den wir womöglich gar nicht mehr als *bestimmten Ty-*

pus Körper zu erkennen vermögen, weil er allgegenwärtig ist: Einst pervers, ist er nun ein vereinzelter, vermögender Sex-Körper, ausgestattet mit individueller Handlungsmacht. Es ist ein Körper, der sich selbst besitzt und der fickt – egal wie! – und daher ist.

Der Text *Undoing Sex. Against Sexual Optimism* nimmt genau dieses liberale Herzstück der sexuellen Emanzipation kritisch in den Blick. Implizite These ist, dass das liberale Befreiungsprojekt nur deshalb so wirkmächtig werden konnte, weil es gekoppelt ist an den sexuellen Optimismus. Die Autorin identifiziert ihn als leidenschaftliche Bindung an etwas, das einen tatsächlich daran hindert, zu gedeihen und (nicht nur individuelles) Wohlergehen zu erfahren: Sex als falsches Glücksversprechen und als besonders raffinierte Regierungstechnik. Die Pointe: Wenn im Sex überhaupt etwas Schwindelerregendes erfahren werden kann, dann die Tatsache, dass sich alles um die eigene Achse dreht und sexuelle Akteur_innen nicht anders können, als die Ideologie der Selbstbezüglichkeit zu bestätigen und zu reproduzieren. Um diesen bösen Zirkel zu durchbrechen, plädiert die Autorin für Verweigerung oder Überaffirmierung: Entweder du schwörst dem Sex ganz ab oder du begibst dich in die Sexarbeit, um die überfällige Demystifizierung von Sex in die Tat umzusetzen. Auch wenn der Text einer der geistreichsten ist, um über Sex nachzudenken, so bleibt er am Ende doch etwas unvermittelt stehen und droht gar in den Zynismus abzugleiten.

Sex jenseits vom Sex

Ich versuchte bis hierhin zu zeigen, dass weder Sex zu intensivieren, noch zu verweigern, noch in seiner demystifiziertesten Form – Ware, Gleichförmigkeit und Tristesse – ad absurdum zu führen, den Weg zu einer emanzipatorischen Sexpolitik zu weisen vermag. Doch was kommt nach der Verabschiedung jeglichen Optimismus' in Bezug auf Sex? Muss sich damit das Objekt Sex als Gegenstand der politischen Aushandlung notwendigerweise als falsch erweisen? Erledigt sich damit auch die sex-positive Proposition, wonach Sex eine Resource darstellt, die es sich anzueignen gilt? Dieser Text beginnt mit der Ankündigung und dem Versprechen, dass der Verrat am Sex nicht total ist. Statt die sex-positive Proposition zu verwerfen, täte ihr not, präzisiert zu wer-

den: Wenn Sex eine Ressource darstellt, dann wofür? Die Ideologie *happiness* zurückzuweisen, in deren Zentrum der Lustgewinn des einzelnen Körpers steht, darf nicht heissen, dass jedes sexuelle Tun verdächtig – sprich: apolitisch – geworden ist.

Den falschen Optimismus zu entlarven darf nicht dazu verleiten, zu glauben, dass es keine Intimität gibt, die politisch ist. Mein Projekt ist daher: Nicht das gesamte Register von sexuell-körperlichen Praxen zurückweisen, sondern Sex von seiner einseitigen Anrufung an das Gute zu lösen.

Tastend könnten wir versuchen, Sex dem regulierenden Sexualitätsdispositiv zu entreissen, indem wir aufhören, ihn als eine abgeschlossene und definierte Handlung zu verstehen. Wir könnten ihn jenseits von ihm selbst verorten; den Sex queeren und überschreiten. Damit meine ich emphatisch nicht die Selbstüberschreitung im Sex, jenes Vergessen-der-Welt im sexuellen Akt. Denn dies lässt sich, so scheint mir, nur von der gefestigten maskulinen Subjektposition aus denken, als letzte Zufluchtsstätte auf der Suche nach Lebendigkeit. Stattdessen: Sex als radikale Affirmation und zeitliche und räumlich-materielle Verdichtung bestehender Verhältnisse. Sex als das, was dich in das Geflecht sozialer Beziehungen schmeisst, in dem du ohnehin schon bist. Mitsamt Überlagerungen von Ungleichheit und allen erlittenen Schmerzen. (Aua!) Diese Perspektive privilegiert Versehrtheit über Unversehrtheit. Demnach wäre Sex keine Utopie, kein behaglicher Ort, sondern ein kritisches Verdichtungsmoment, das danach schreit, andere Modi des körperlichen, emotionalen, sinnlichen *Zusammen-Seins* zu erfahren. Den Sex zu überschreiten, wäre demnach ein Greifen nach etwas jenseits von Sex. Sex jenseits von Sex als kritische Differenz in der Welt, die unerträglich geworden ist (oder schon immer war); Sex jenseits von Sex als ungestüme Kraft der Veränderung.

Und es könnte sich, so meine Hoffnung, eine Perspektive etablieren, von der aus sich neue Begehren und Formen von Bindungen entwickeln, die die Grammatik des sozialen Zusammenhalts auf fundamentale Weise umschreiben: Vielgestaltige Wucherungen, die

die Angst und die Verunsicherung als konservative politische Agentinnen zurückdrängen. Monströse Verwicklungen, die im Morast der Prekarität nachhaltig Halt bieten und langlebige Verbindungen hervorbringen, sprich:

den sozialen Kitt schaffen, von dem zuvor die Rede war. Berührungen, die das Selbst dezentrieren und einen Schwindel erzeugen, der unerlässlich ist, um neue Lebensoptionen zu schaffen. Und diese Berührungen und Verstrickungen könnten viel-

leicht auch das Heilen ermöglichen. Ein besonders eindringliches Zeugnis davon legt Frantz Fanon ab – zerschmettert und fragmentiert von rassistischen Prozeduren –, wenn er auf der letzten Seite von *Schwarze Haut, weisse Masken* schreibt: «Warum nicht einfach versuchen, den anderen zu berühren, den anderen zu spüren, mir den anderen zu offenbaren.»

Literatur

- Adamczak, Bini: Theorie der polysexuellen Oekonomie, copyriot.com/diskus 2006, http://www.copyriot.com/diskus/06-1/theorie_der_polysexuellen_oekonomie.htm, abgerufen am 12.08.2017.
- E., C.: Undoing Sex. Against Sexual Optimism, lies journal 2012, <http://www.liesjournal.net/volume-02-undoingsex.html>, abgerufen am 12.08.2017.
- Federici, Silvia: Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Edition Assemblage 2012.
- Fanon, Frantz: Schwarze Haut, weisse Masken. Turia + Kant 2015.
- Sersier, Tanya: Ist Konsens sexy? e*vibes 2015, <http://evibes.org/de/?s=Ist+Konsens+sexy>, abgerufen am 12.08.2017.
- Rubin, Gayle: Thinking Sex. Notes Towards a Radical Theory of The Politics of Sexuality, in: Carole Vance (Hg.), *Pleasure and Danger*, Routledge & Kegan, Paul 1984.



von VR